Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 45. 1899.

Sommerfäden.

Novelle von **E. Merk.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Behauptung von Hans, daß Gina ihn liebe, wirkte verblüffend auf sie, doch senkte sie die Augen nicht. Ihre Haltung wurde nur noch trotziger. Ihre Empörung gab ihr Kraft, mit verletzender Kälte zu erwiedern: „Ich glaube, ich habe Ihnen keinen Beweis dafür gegeben.“

„Weil Du so stolz bist, Gina, so stolz und trotzig, daß Du Dich lieber unglücklich machen willst, als Dich mir nur durch einen warmen Blick zu verrathen. Aber ich weiß es dennoch! Seit ich Dich selber lieb habe, weiß ich es, Gina!“

„Sie mich!“ sagte sie bitter. „Es klang nicht wie Liebe, was Sie hier in diesem Garten, an derselben Stelle, zu mir gesprochen haben. Es klang wie herablassendes Mitleid. Ich will Ihr Mitleid nicht!“

Zum ersten Male verrieth ihm ihr leidenschaftlicher Ton, wie sie durch ihn gelitten, wie weh er ihr gethan durch seine kühle Werbung.

„Du hast mir ja auch die Antwort gegeben, die ich verdiente,“ sagte er. „Aber glaubst Du, ich wäre der Mann, zum zweiten Male um ein Mädchen zu werben, das mich einmal mit dürren Worten abgewiesen hat, wenn ich nicht müßte, wenn ich anders könnte! Sieh, ich bin Dir ja immer gut gewesen! Aber Du ahnst nicht, in welch' tollem Leben Unsereiner herumgeworfen wird, welche Gedanken und Bilder uns durch den Kopf schwirren! Ich habe mich nur immer so treiben lassen von dem Strudel, immer dem frohen Moment gelebt. Nun aber kam das Unglück, das ich angerichtet hatte. Ich wurde den Gedanken an Dich bei Tag und bei Nacht nicht los. Aber er war so vermischt mit Reue, mit Gewissensbissen, mit Selbstvorwürfen — es darf Dich nicht wundern, wenn ich mit recht traurigem Gesicht hier vor Dir saß, wenn kein Gefühl der Freude, wenn kein rechter Gedanke an Glück sich in mir regen wollte. Ich war an den Ernst so gar nicht gewöhnt. Als Du mich abwiesest, ging ich in die Stadt, in die alten Kreise zurück. Aber das Leben, das ich bis dahin geführt hatte, gefiel mir nun nicht mehr. Ich mußte immer wieder an Dich denken, Gina, an den Trotz, mit dem Du mir ein „Nein“ erwiedert, und an der Frage herumräthseln, ob es Dir ernst gewesen mit Deiner Gleichgiltigkeit gegen mich. Angeekelt von den alten Späßen, den alten Gefährten, kam ich wieder heraus und sah Dich mit diesem Mann — und da ist es in mir erwacht in heller Gluth, daß ich Dich ihm nicht lassen will. Daß ich Dich haben möchte, Gina, nicht mehr aus kühlem Pflichtgefühl, nein, um meiner selbst willen, daß ich Dich liebe und daß ich Dir das Bekenntniß abtrotzen will, auch Du hättest mich lieb im Grunde Deiner stolzen Seele!“

Er hatte ihr die letzten Worte nahe in das Gesicht gesprochen in einem leidenschaftlich hastigen Geflüster.

„Hans!“ Es war wie ein Schrei der Angst, des Jubels, des Schreckens und des Entzückens zugleich. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie fliehen. Aber im nächsten Moment lag sie an seiner Brust und hielt die Arme um seinen Hals geschlungen, und er küßte sie so heiß, so wild, wie sie es oft geträumt. Sie hatte Alles vergessen: den Vater, den Freiherrn und ihre feierlichen Entschlüsse in diesem stürmischen Glücksrausch. — Plötzlich drückte sie, wie erwachend, beide



Vom Regen in die Traufe. Nach einem Gemälde von L. Girardet. (S. 355)

Hände an die Stirn und ließ sich auf die Bank herabsinken.

„Es ist ja zu spät! Zu spät! Hans, bist Du denn dazu bestimmt, mich immer auf's Neue zu foltern? Ich habe ihm heute mein Wort gegeben. Ich kann nicht mehr zurück. Um meines Vaters willen — ich kann nicht!"

„Nun gut, so wag's und werde sein Weib!" sprach er ungestüm, ihr heiß in die Augen blickend. „Ich aber sage Dir, Du bist mein! Thu', was Du kannst und darfst, Gina, aber glaube nur nicht, daß der fremde Ring, der fremde Mann Dich vor mir rettet! Nun weiß ich, daß Du mich liebst! Nun hab' ich Macht über Dich!"

Wie glühende Wellen glitt's über sie hin. Jeder Nerv zitterte in ihr, auch nachdem er sie verlassen. In einem wahren Fieber lag sie die ganze Nacht.

Nun waren alle ihre Kämpfe umsonst gewesen; schlimmer als je war sie in seinem Bann, unfähig, sich zu wehren gegen den Glücksrausch, der sie stets auf's Neue durchrieselte.

Und ein Anderer hatte sie seine liebe Braut genannt. Sein freudig bewegtes Gesicht stand ihr mahnend vor Augen, und ihr Gewissen hämmerte vorwurfsvoll: denk' an Deinen Vater!

7.

Als sollte sie dringend gemahnt werden an ihre entsagungsvollen Vorsätze für das Wohl ihrer Eltern, kam am anderen Morgen gänzlich unerwartet ihr Vater auf die Villa heraus und begrüßte sie wärmer, inniger noch als sonst. Sie sah es an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß der Freiherr gesprochen hatte. Es schien ihr, als wolle der Vater ihr durch besondere Güte danken für ihren Entschluß, dessen Beweggrund er ja wohl durchschauen mochte. Und sie sollte ihm nun die bitterste Enttäuschung zufügen? Ihr halb gebrachtes Opfer zurücknehmen und den Intendanten, den einzigen Menschen, der die Macht und den guten Willen hatte, für des Vaters Dichterruhm zu wirken, auf's Schwerste vor den Kopf stoßen?

Gestern noch hätte der Freiherr ihr ein schonendes „Nein" verzeihen müssen; aber nun, heute? Wie konnte sie verweigern, was sie einmal gewährt? Wie konnte sie ihm sagen: Nun liebt mich jener Andere; nun danke ich Ihnen für Ihre Liebe!? Es wäre eine unverzeihliche, eine beispiellose Kränkung, für die er sich rächen würde an ihrem armen Vater.

Alle die Seelenleiden, alle die schweren Stunden, die ihr dieser Sommer gebracht, schienen ihr geringfügig im Vergleich zu der Pein dieses Nebelmorgens, an dem sie den Besuch ihres Verlobten erwartete. Nun hatte sie zum ersten Male die Empfindung, daß sie eine Schuld auf sich geladen habe, wie sie auch handeln möge. —

Die Mittagsstunde kam heran.

Die Mutter wendete sich mit einer merklichen Gereiztheit an Gina: „Du erwartest wohl wieder den Freiherrn?"

„Ich denke, daß er kommen wird," erwiederte Gina erblassend.

„Willst Du nicht einen Spaziergang durch den Garten mit mir machen?" frug ihr Vater nach einer Weile.

Sie stand bereitwillig auf. Sie war dankbar für jede Gelegenheit, ihren Gedanken zu entfliehen, sich mit ihrer innerlichen Unruhe hin und her zu bewegen. An den Vater aber hätte sie sich heute klammern mögen, ihm immerfort in die Augen blicken, um sich Muth zu holen und ihre Kindesliebe zu stärken.

Draußen, unter den Bäumen, von welchen die Regentropfen fielen, sah ihr der Vater mit einem ernsten Lächeln in das aufgeregte, übernachtete Gesicht.

„Gina, Du darfst den Freiherrn heute nicht erwarten."

Und da sie in höchster Verwunderung schwieg, fuhr er fort: „Was bist Du doch für ein Kind, Gina, daß Du glaubst, ich würde Dein Lebensglück an einen ehrgeizigen Wahn setzen, daß Du überhaupt für möglich hältst, es ließe sich der Erfolg erzwingen durch den guten Willen eines Einzelnen! Du meintest wohl, das Publikum sei ein Moloch, der sich durch ein Menschenopfer versöhnen läßt, und Du wolltest dieses Opfer sein. Du großes, einfältiges, gutes Kind!"

Es klang recht zärtlich und liebevoll, wie er sie schalt; sie aber, ohne noch ganz zu begreifen, was diese Wendung bedeutete, frug nur erschrocken: „Was hast Du dem Freiherrn gesagt?"

„Daß Du kaum zwanzig Jahre alt seiest, und daß er älter ist als Dein Vater! O, er war sehr überrascht, daß solch' ein verunglückter Theaterdichter wie ich nicht vor dem Intendanten eines königlichen Schauspielhauses auf den Knieen lag. Aber ich, mein Kind, verstand ja sofort, was Dich bewogen hatte zu einem so unsinnigen Entschluß. Und der Herr Intendant hatte sich verrechnet, wenn er dachte, daß mein Ehrgeiz die Rücksicht auf mein Kind und dessen Zukunft übertrumpfen würde; er irrte sich, wenn er glaubte, daß ein an Enttäuschungen gereifter Mann sich so leicht blenden und überlisten lassen würde wie eine zwanzigjährige Idealistin."

„Du thust dem Freiherrn Unrecht, Vater. Er hat so einfach, so schlicht um mich geworben."

„Mag sein. Aber er hat Dich gewonnen durch sein Interesse, sein Lob für meine Stücke. Er hat Dir vorgespiegelt, daß er den Erfolg für mich machen könne, wenn Du seine Hände streicheltest, und das war eine List, die er wohl in der Liebe für erlaubt hielt. Denn daran geglaubt hat er selber sicherlich nicht."

„Doch, doch, Vater! Du bist verbittert, Du denkst zu gering von den Menschen und von Dir selber!" rief Gina, erschrocken nur über die Möglichkeit einer solchen Täuschung.

„Er hat es mir ja zugeben müssen," sagte Hauberg langsam, mit der Gelassenheit der Resignation. „Ich habe ihn gefragt: „Können Sie mir mit Ihrem Ehrenwort versichern, daß Sie meine Stücke, ja nur eines derselben, für zugkräftig, für einen Treffer halten?" Da zögerte er und nahm zu hübschen Phrasen seine Zuflucht. Sein Ehrenwort gab er nicht. Er konnte es nicht geben. O, ich bin überzeugt, er hätte Dir zu Liebe einmal eine Aufführung durchgesetzt. Das Stück wäre kühl aufgenommen worden und stillschweigend wieder vom Repertoire verschwunden. Du hättest ihn niemals anklagen und behaupten dürfen, er habe sein Wort nicht gehalten. Er hätte ja sein Möglichstes gethan und seine Hände in Unschuld gewaschen. Aber ich erhebe den Vorwurf gegen ihn, daß er dies Alles voraus wußte und Dich dennoch zu ködern suchte durch Deine blinde Liebe zu Deinem Vater."

Er hatte den Arm der Tochter in den seinen gezogen, und sie lehnte sich an ihn, wie sie es noch selten gethan, als wäre es ihr Bedürfniß, auch körperlich zu empfinden, welchen Halt sie hatte an diesem besten, treuesten Freund an ihrer Seite. Sie war sich so groß, so wichtig erschienen mit ihrem opfermuthigen Plane. Sie hatte Schicksal spielen wollen für den Vater, und nun fühlte sie sich recht klein und thöricht, recht wie ein Kind, das nicht wußte, was es that.

„Weißt Du, was ich ihm noch gesagt habe, dem Freiherrn v. Welser? Daß Du einen Anderen lieb habest, Gina, und daß es nur eine Verzweiflungsstimmung gewesen sei, in der Du ihm Dein Jawort versprachst."

Der Vater hatte es leiser, mit einem ernsten Lächeln, halb in ihr Ohr gemurmelt. Eine glühende Röthe zog ihr über die Wangen bis an den Hals.

„Wie konntest Du das wissen?" frug sie verwirrt. „Kannst Du denn Gedanken lesen, Vater?"

Er lächelte.

„Schau, Gina," erwiederte er, mit einer gewissen Wehmuth ihr dichtes, dunkles Haar streichelnd, „ich habe mir einmal eingebildet, ein Dichter zu sein, der die geheimsten Regungen der Menschenseelen belauscht. Es wäre doch recht traurig, wenn ich nicht einmal mein eigenes Kind durchschauen könnte! Ich weiß es lange, daß Du Dich herumquälst mit einer unglücklichen Liebe. Es hat mir im Stillen schmerzlich leid für Dich gethan, gerade weil ich keinen Trost wußte und —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende, denn Gina hatte sich ihm plötzlich mit leidenschaftlichem Ungestüm an die Brust geworfen.

Die unerwartete Einmischung des Vaters, der Einblick in ihr Herz, den er ihr verrieth, hatten sie so überrascht, daß sie nun erst völlig begriff, welche Befreiungsthat er für sie vollbracht hatte.

„O, Du guter, lieber, einziger Vater!" rief sie in einem stürmischen Jubel, den er sich nicht zu deuten vermochte, „Du hast ein Wunder gethan! Du hast mir ja mein Glück erobert! Was soll ich denn nur sagen, um Dir zu danken! Aber warte nur, warte nur! Nun will auch ich ein Wunder vollbringen!"

Als sie jetzt von dem verblüfften Vater weg in das Haus, in das Wohnzimmer lief, da hatte sie ein Gefühl, als könnte sie nun Berge versetzen. Aber ihr Muth sank ein wenig, sobald sie den kühlen Augen ihrer Mutter begegnete. Ihr gegenüber hatte sie sich immer fremd gefühlt. Wie sollte sie nun die Worte finden, um im Sturm dieses starre Herz zu rühren, um die ruhige Frau in eine Feststimmung zu versetzen, in der sie auch einmal etwas Ungewöhnliches that?

Adele schaute ihr sehr überrascht in das heiß erregte Gesicht.

„Was bedeutet das?" frug sie, auf einen Strauß und eine Karte deutend, die auf dem Tische lagen. „Das hat der Freiherr geschickt. Auf der Karte steht: p. p. c. Er ist also fort? Er verabschiedet sich?"

Gina stand nun nahe vor der Mutter, glühend vor Erregung, suchend nach einem Ausdruck für all' das heiße Gefühl, von dem ihr das Herz voll war.

„Thut es Dir leid, Mama, wenn ich nicht Freifrau v. Welser werde?" begann sie, mit nervösen Fingern über die Decke des Nähtisches streichend, an dem die Mutter saß.

„Nun, Gott sei Dank, daß Du doch noch im letzten Moment zur Vernunft gekommen bist, Gina!" gab ihre Mutter zurück, mit einer zornigen Falte auf der Stirne. „Um meinen Rath hast Du ja nicht gefragt, sonst wüßtest Du längst, wie wenig ich mit dieser unsinnigen Verbindung einverstanden gewesen wäre. Aber Dein Vater — natürlich! Ihm wäre bei seiner ungestillten Theaterbegeisterung wohl der Intendant als Schwiegersohn ganz erwünscht, wenn gleich —"

Gina legte der Mutter die Hand auf den Mund, um ihr die Lippen zu schließen.

„Nichts über den Vater, Mama! Du thust ihm Unrecht. Er hat das Opfer, das ich doch für ihn bringen wollte, nicht angenommen; er hat der Geschichte ein Ende gemacht. Und dafür mußt Du ihm Dank sagen; Du mußt ihm ein gutes Wort geben! Ja, bitte, bitte, Mutter, mir zu Liebe! Sei einmal gut gegen den armen Vater, der Dich so gern hat und der so traurig ist über euer frostiges Verhältniß zu einander."

Sie hatte der Mutter den Arm um die Schultern gelegt und suchte sie emporzuziehen. Adele wehrte sich, halb ärgerlich, halb überrascht und erregt von der leidenschaftlichen Wärme, dem plötzlich so heiß erwachten Temperament des Mädchens, das in den letzten Wochen so müde und gelassen durch das Haus geschlichen war.

„Geh, was willst Du nur von mir? Was hast Du heute, Gina? Was ist denn geschehen?“

„Nein, nein, ich laß Dich nicht, Mama, Du mußt mit! Komm' nur, komm'! In den Garten, zu dem Vater! Sei gut! Laß uns Alle einen Festtag haben, bitte, bitte!“

Adele war, wie alle kühlen, ruhigen Naturen, die nicht leicht aus sich selbst herausgehen, beeinflußbar durch eine starke Empfindung, ein energisches Gefühl. In Gina aber wirkte die Macht eines großen Glücks. Die Mutter hatte sich erhoben; Gina zog sie mit sich aus dem Gemach.

„Siehst Du, Mama, Du thust mir doch den Willen, wenn ich recht ernstlich bitte. Aber nun sage ich Dir zum Dank auch eine Nachricht, die Dich sehr erfreuen wird.“

Sie war plötzlich hellsichtig geworden für die Wünsche der Mutter. In diesem Augenblick wußte sie, daß ihre Mutter lange dasselbe für sie ersehnt hatte, was ihr eigenes Herz wollte.

„Hans liebt mich, Mama! Hans Drey! Und ich werde sein Weib!“ flüsterte sie, und ihre Züge, ihre ganze blühende, schöne Gestalt schienen wie durchströmt von hellem Jubel. Auch das ruhige Gesicht der Mutter leuchtete plötzlich auf. Aber Gina ließ ihr gar keine Zeit zu Fragen. Sie schob sie förmlich zu dem Gatten hin, der noch in dem feuchten, von Nebel umflatterten Garten stand und verwundert den Beiden entgegenblickte.

In ihrer Ueberraschung, in ihrer dankbaren Bewegung brachte Adele es auch fertig, ihrem Mann mit einer ungewohnten Wärme die Hand entgegenzustrecken.

„Gina will, ich soll Dir danken,“ sagte sie. „Ich weiß zwar noch nicht recht, wie das Alles so kam, und was Du gethan hast, um ihr die Heirath mit dem Freiherrn auszureden, aber ich bin recht von Herzen froh. Und wenn Hans Drey sie wirklich lieb hat — ach, es war ja immer mein Herzenswunsch, daß die beiden Nachbarskinder ein Paar werden sollten.“

Hauberg hatte die Hand seiner Frau ergriffen, und während er sie mit einem wehmüthigen Lächeln festhielt, schaute er auf die Tochter. Ihr leuchtendes, glückstrahlendes Gesicht sagte ihm Alles. Im nächsten Moment aber standen die beiden Gatten allein, fast verlegen über diese plötzliche Annäherung, diese vertrauliche Aussprache, die ihnen durch Gina aufgezwungen worden war.

Sie hatten Beide, als sie in gemeinsamer Sorge in dem dunklen Zimmer an dem Lager der Tochter saßen, den Wunsch gefunden, einen etwas wärmeren Ton gegeneinander anzuschlagen. Aber damals war Keines in der rechten Stimmung gewesen, um zu dem ersten guten Wort den Muth zu finden. Nun, da Gina's Glücksbegeisterung das ganze Haus durchleuchtet hatte, ward es ihnen leichter, das jahrelange Schweigen zu brechen.

„Ja, Adele,“ begann er, „was das Kind anbelangt, so haben wir ja immer treu zusammengestanden. Und wenn Du es mir auch nie verziehen hast, daß ich kein berühmter Dichter geworden bin — ein guter Vater bin ich doch wenigstens gewesen. Nicht?“

„Ich habe mir's nie verziehen, daß es mit Dir zurückging von dem Tage an, da ich Deine Frau geworden bin,“ erwiederte sie leise. „Ich habe Dir Unglück gebracht, und das hat mich verstimmt und bedrückt. Du hättest nicht so früh heirathen sollen.“

„Wohl möglich, Adele; aber Du konntest nichts dafür, wenn mir's nicht mehr gelang, die Geister zu bezwingen. Das lag wohl an meinem eigenen Mangel an Talent. Viel, viel mehr Leid, als diese Erkenntniß meiner Unzulänglichkeit, hat mir Deine Kälte bereitet. Wir hätten dennoch glücklich sein können, wenn Du es nur gewollt hättest. Aber das ist nun dahin — unwiederbringlich.“

Sie gingen eine Weile stumm nebeneinander her in dem leisen Nebelgeriesel.

„Wenn jetzt das Mädchen von uns geht, werden wir recht allein sein, Adele,“ fuhr er fort. „Meinst Du nicht, Du könntest die alte Enttäuschung vergessen und wenigstens noch so viel Wärme in Dir finden, daß wir nicht ganz erstarren müssen in unserem öden Heim, daß wir nicht Beide ganz einsam alt werden?“

Sie nickte, gerührt und ergriffen von seinem Ton, und legte langsam ihre Hand in die seine.

„Wir werden das Kind ja immer in der Nähe behalten,“ sagte sie sanft, mit einem Versuch, die Wehmuth abzuschütteln, die sie Beide umfing. „Und das ist gut! Und es ist auch gut, daß wir einmal miteinander gesprochen haben, Alexander.“

Sie hatte ihn seit Jahren nicht bei seinem Taufnamen genannt, und er drückte ihr dankbar die Hand. Es war ihm, als schimmerte durch den grauen Herbstnebel ein schüchterner Sonnenstrahl.

— — — — — — — — — —

Gina war, als sie die Eltern beisammen stehen sah, an den See hinabgeeilt, hatte ihren Kahn gelöst und die Ruder ergriffen. Es pochte so viel heiße Lebenskraft in ihr, sie sehnte sich nach einer raschen Bewegung. Sie wollte allein sein und ihren Jubel hinausjauchzen in die weite Welt.

Weiche, weiße Schleier umfingen sie und hüllten sie ein in große selige Einsamkeit. Das Ufer, die Häuser, die Bäume erschienen wie körperlos in dem leisen Hauch, der sie umwogte; ganz märchenhaft schaute die Thurmspitze aus dem lichten Grau hervor. Aber es war doch ein gedämpfter Glanz über das weite Gewoge ausgebreitet; das Wasser umfloß ganz hell und schimmernd ihren kleinen Kahn. Wie abgeschieden von der Welt schwamm sie da draußen, wie in einer weißen Wolke, die ihre eigenen Gedanken durchsonnten.

Nach einer Weile hörte sie einen Ruderschlag. Sie konnte nicht sehen, woher er kam. Erst allmälig löste sich ein dunkler Punkt aus dem Nebel. Nun war das Boot, das ihr folgte, auch schon ganz nahe, und im nächsten Augenblick griff eine starke Hand nach ihrem Kahn und hielt ihn fest.

„Siehst Du, Gina, nun bist Du in meiner Gewalt!“ rief Hans mit heißen Augen, voll düsterer Leidenschaft sich zu ihr herüber neigend. „So halte ich Dein Schiff und Dich selber!“

Aber vor dem freien, sonnigen Ausdruck ihres Gesichtes schwand die Falte auf seiner Stirn. Er sah, daß sie die Ruder fahren ließ und gar nicht fort zu wollen schien aus ihrer Haft. Nun ließ er den Rand des Kahnes los und streckte die Hände zu ihr hinüber: „Was ist, Gina? Sonnenschein oder Sturm? Himmel oder Hölle für mich — für uns?“

Da lächelte sie ihn an, zum ersten Male mit rückhaltsloser Wärme: „Wirst Du mich auch noch lieb haben, Hans, wenn Du weißt, daß alle Hindernisse fortgeblasen sind, daß kein Anderer Dir mehr im Wege steht?“

Statt aller Antwort sprang er hinüber in ihr Boot und drückte sie an seine Brust. „Meine, meine Gina!“ jauchzte er, sie immer fester, immer zärtlicher umklammernd.

Die Wellen schaukelten den steuerlosen Kahn nach ihrem Belieben. In der tiefen Nebeleinsamkeit, in den feuchten, wallenden, die Welt verhüllenden Schleiern feierten die Beiden so ihr Verlobungsfest.

Ende.

Vom Regen in die Traufe.

(Mit Bild auf Seite 353.)

In die Zopfzeit versetzt uns Léon Girardet's hübsches Gemälde (siehe den Holzschnitt auf S. 353) zurück, und zwar vor einen Brunnen, in dessen Nähe sich ein Wachtlokal befindet. Die tapferen Krieger benutzen die Muße, die ihnen der Wachtdienst reichlich genug läßt, um mit den zum Brunnen kommenden Evastöchtern zu schäkern. Einen guten Geschmack muß man den beiden Marssöhnen auf unserem Bilde aber nachrühmen, denn die Maid, welche da von ihnen nach allen Regeln der Strategie und Taktik überfallen wird, ist ganz allerliebst. Der Eine bespritzt sie mit dem geschickt geleiteten Wasserstrahl, und indem sie mit vorgehaltenen Händen zurückweicht, kommt der Andere und sucht sie zu umarmen, so daß sie auf diese Art in der That „vom Regen in die Traufe“ geräth.

Ein Begräbniß in den Katakomben.

(Mit Bild auf Seite 356.)

Zu den eigenartigsten Sehenswürdigkeiten Roms gehören die Katakomben, unterirdische Räume, die sowohl zum Gottesdienste der ersten Christen, als auch namentlich zu Grabstätten benutzt wurden. Unser Bild auf S. 356, nach einem vortrefflichen Gemälde von A. Graß, veranschaulicht eine Beisetzung in einem Bogengrab (arcosolium) der Katakomben, wie sie etwa im 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung üblich war. Die ganze Gruft sammt Steinsitz und Sarkophag ist hier aus dem anstehenden Fels der Kammer ausgehauen und mit den üblichen religiösen Symbolen, Jesus, den guten Hirten, und Schnitter bei der Ernte als Sinnbilder des Todes darstellend, bemalt. Der Priester, der die Einsegnung der Leiche vollzogen hat, hält jetzt der auf dem Sarkophage ruhenden Verstorbenen die Leichenrede, welche ihre anwesenden Angehörigen und Freundinnen augenscheinlich tief ergreift.

Der Fang unterseeischer Thiere mittelst der elektrisch beleuchteten Tiefsee-Reuse.

(Mit Bild auf Seite 357.)

Neuerdings ist die Elektricität auch in den Dienst der unterseeischen Forschung gestellt worden. Man läßt auf den Meeresgrund die Tiefsee-Reuse hinab, einen großen, kastenähnlichen Apparat aus Drahtgeflecht, in den von den Seiten her trichterähnliche Eingänge führen. Diese gewähren wie bei den Reusen zum Krebsfang den Thieren bequemen Zutritt, nachher aber finden sie durch die sich stark verengende Oeffnung selten wieder den Weg in die Freiheit zurück. Im Innern des Apparates erstrahlt ein elektrisches Glühlicht, erzeugt durch eine am Grund befindliche Batterie von Bunsenelementen, die ein oberhalb angebrachter Ballon gegen den in bedeutenden Wassertiefen herrschenden gewaltigen Druck schützt. Der die Batterie enthaltende Metallkasten steht nämlich durch einen Schlauch mit dem Ballon in Verbindung; dieser wird bei zunehmendem Druck zusammengedrückt, und ein Theil der Luft in den Aufbewahrungskasten der Batterie eingepreßt; indem nun in diesem dadurch ein gleich starker Druck hergestellt wird, ist die Batterie gegen den zermalmenden Einfluß des äußeren Druckes in großen Tiefen gesichert. Unser Bild auf S. 357 zeigt die Anwendung der Reuse, deren Einführung in die Wissenschaft dem als eifrigen Förderer der Tiefseeforschungen bekannten Fürsten von Monaco zu danken ist, und ein Stück des von ihr aus elektrisch beleuchteten Meeresbodens mit seiner sonderbaren Thierwelt.

Das verpönte Lied.

Ein Abenteuer im Kleinen Belt.

Von **Felix Lilla.**

(Nachdruck verboten.)

An einem Novembernachmittag des Jahres 1855 saßen drei Reisende im Fährhause zu Aarösund und spielten, um sich die Zeit des Harrens zu vertreiben, eine Parthie „Sechsundsechzig", denn das edle Skatspiel beherrschte damals noch nicht die kartenspielende Menschheit.

Aarösund, nicht weit von Hadersleben an der nordschleswig'schen Ostküste belegen, bildete von jeher einen Haupteinschiffungsplatz für die Fahrt nach der Insel Fünen, und zwar nach dem gegenüberliegenden Städtchen Assens. Die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt nur etwa fünfzehn Kilometer.

Zu der Zeit, nur wenige Jahre nach dem Krieg von 1848, der mit der Niederlage der schleswig-holsteinischen Sache geendet hatte, nannten die Dänen das Herzogthum Schleswig mit besonderer Vorliebe „Südjütland". Die ehemaligen schleswig-holsteinischen Beamten waren meistens abgesetzt und verbannt worden. Nun gab es im Lande viele dänische Beamte, welche auf jede Weise sich bestrebten, das Deutschthum



Ein Begräbniß in den Katakomben. Nach einem Gemälde von A. Graß. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin. (S. 355)

zu unterdrücken. Manche von ihnen waren sonst im Verkehr recht höflich und gemüthlich, doch selbst diese geriethen in fürchterlichste Aufregung, wenn von den deutschen Patrioten das schöne Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" angestimmt wurde, das von den Dänen als der Schlachtgesang der deutschen Empörer auf's Aeußerste gehaßt wurde und daher streng verpönt war. Viele unbesonnene Sangesbrüder wurden damals solchen Vergehens halber verurtheilt. —

Das kleine Dampfschiff, welches regelmäßig den Verkehr zwischen Aarösund und Assens vermittelte, konnte diesmal nicht zur bestimmten Zeit abfahren. Es war an der Maschine etwas in Unordnung gerathen, welchem Uebelstande man erst abhelfen mußte, was eine Verzögerung von einigen Stunden verursachte. Mehrere Reisende wollten ergebungsvoll darauf warten, die drei Kartenspieler aber nicht; diese hatten deshalb ein Segelboot bestellt, welches sie über den Kleinen Belt bringen sollte.

Der Eine von ihnen hieß Martens und war ein flotter Weinreisender aus Lübeck. Der Zweite, ein ehrsamer Schneidermeister aus Kopenhagen, hatte in einer Erbschaftsangelegenheit in Hadersleben zu thun gehabt und befand sich auf der Heimreise. Der Dritte, ein Altonaer, Namens Bendler, gehörte der freien Kunst an, er war nämlich Musiker. Gelegentlich bemerkte er einmal, daß er engagirt sei für die Konzert- und Theaterkapelle auf Tivoli in Kopenhagen. Er war ein Virtuose des Klappenhorns, auch Cornet-à-Piston genannt. Sein schönes Blasinstrument trug er in einer ledernen Umhängetasche bei sich.

Der dänische Schneidermeister sprach ziem-



Fang unterseeischer Thiere mittelst der elektrisch beleuchteten Tiefsee-Reuse. (S. 355)

lich gut deutsch. Der Lübecker, welcher schon mehrmals Dänemark bereist hatte, war der dänischen Sprache völlig mächtig. Der Virtuose aus Altona dagegen verstand das Dänische nur „so einigermaßen", wie es im berühmten Klapphornvers heißt. Das Blasen auf dem Klappenhorn aber verstand er vortrefflich.

Die Herren beendeten ihr Spiel. Dann schaute der Weinreisende auf seine Uhr und fragte: „Hat denn Olufs noch immer nicht das Boot fertig?"

„Er kommt jetzt gerade," versetzte der Wirth des Fährhauses.

In der That vernahm man schwere Tritte, und darauf kam der Schiffer, ein kleiner, untersetzter und breitschultriger Mann mit rothem Gesicht und listigen Aeuglein, in's Zimmer. Er war schon ziemlich bejahrt.

„Meine Herren, das Boot ist bereit."

„Warum hat's so lange gedauert?"

„Ja," sprach etwas verlegen der Schiffer, „ich mußte das alte Boot nehmen, und da es längere Zeit nicht gebraucht ist, mußte ich es erst wieder in Stand setzen."

„Warum das alte Boot?"

„Weil das neue nicht da ist."

„Wo ist's denn?"

„Meine beiden ältesten Söhne sind damit unterwegs und kommen erst morgen zurück."

„Ist denn das alte Boot auch ganz sicher?"

„Das können Sie glauben, meine Herren. Damit habe ich viele tausend Male den Belt gekreuzt, ja, und mein Vater auch."

„Alle Wetter, das muß ja ein netter alter Kasten sein!"

„Ja, reichlich dreißig Jahre ist's alt, und auch, obgleich gut kalfatert, ein bischen wassersüchtig; aber das macht nichts."

„Haha, ein wassersüchtiges Boot — das ist meiner Treue ein guter Witz!"

„Ist's denn aber nicht etwa gefährlich?" fragte der dänische Schneidermeister besorgt.

„Gar nicht, Herr," antwortete Olufs. „Das bischen Wasser, das während einer Zweistundenfahrt eindringt, könnte ganz bequem ein kleiner Hund zum Frühstück wegsaufen, wenn's nämlich kein Salzwasser wäre. Dafür hat Hannes ja auch die Schöpfkelle."

„Wer ist Hannes?"

„Mein jüngster Sohn."

„Der da bei der Thür?"

„Jawohl. — Komm' her, Hannes! Hilf beim Hinuntertragen des Gepäcks der Herren."

Der vierzehnjährige, etwas blöde aussehende Junge nahm den Koffer des Virtuosen, sein Vater den des Weinreisenden. Der Schneidermeister hatte nur eine Reisetasche, die er selbst trug.

Dann verließen sie das Fährhaus.

Unten an der Anlegebrücke war das Segelboot — ein recht geräumiges Fahrzeug mit zwei Masten — befestigt. Der Schneidermeister sah spähend hinein und gewahrte kein blankes Wasser auf dem tiefsten Boden desselben. Es sah da nur ein wenig schwammfeucht aus. Aber das ist ja so häufig auch bei anderen Booten der Fall.

Olufs und sein Sohn stiegen hinein, auch die drei Passagiere. Hannes setzte die Segel zurecht.

Der Himmel war von grauen Wolken umflort; besonders im Nordwesten, von welcher Richtung her auch der Wind kam, sah es fast schwarzgrau aus. Es war ziemlich rauh. Tagsüber hatte es einige tüchtige Schauer gegeben; weitere standen in sicherer Aussicht. Augenblicklich aber regnete es nicht.

„Der Wind ist schwächer geworden," sagte Olufs. „Ich glaube beinahe, es wird eine halbe Stunde länger dauern diesmal."

„Dann gelangen wir also nicht vor Einbruch der Dunkelheit nach Assens," bemerkte der Lübecker.

„Das ist allerdings nicht zu ermöglichen. Jetzt im November sind die Tage ja schon so kurz."

Der Schiffer ergriff das Steuer. Hinaus glitt das Segelboot. Direkt nach Osten war der Kurs.

Im Kleinen Belt gibt's zuweilen, wie auch im Großen Belt und im Sund, heftige Strömungen selbst bei schwachem Winde. Haben längere Zeit Ost- und Südostwinde geherrscht, so strömt aus der Ostsee durch die drei Meerengen viel Wasser, welches zurückfluthet, wenn der Wind sich ändert. Letzteres war, bei dem Nordwestwind, jetzt der Fall.

Als nach reichlich einer Stunde mehr als die Hälfte der Fahrt zurückgelegt war, konnten die Passagiere die Wirkungen dieser raschen Strömung empfinden. Fast seekrank wurden sie, so wurde das Boot von den nach Süden schäumenden Wellen geschaukelt. Jetzt zeigte sich auch etwas blankes Wasser auf dem Kielboden des Fahrzeugs.

„Da sieht man's ja, daß das alte Boot „wassersüchtig" ist," sagte der Lübecker und deutete darauf hin.

„Es ist wirklich leck," murmelte der Schneidermeister bestürzt.

„Hat gar nichts zu bedeuten, meine Herren!" rief Olufs gleichmüthig, indem er ein frisches Priemchen in den Mund steckte. „Das bischen Wasser!"

Hannes nahm die Schöpfkelle zur Hand und warf in wenigen Augenblicken das eingedrungene Wasser über Bord.

Weiter segelte das Boot, eine gute halbe Stunde lang. Der fünen'schen Küste waren sie jetzt bis auf etwa eine Viertelmeile nahe gekommen. Unterdessen war Dämmerung eingetreten, welcher bald Dunkelheit folgen mußte. Zur rechten Seite, im Süden, nur etwa zwanzig Meter vom Boote entfernt, ragte ein flaches, ödes Sand- und Grasinselchen aus der Fluth hervor. Olufs wollte eben daran vorbeisteuern.

Da quoll plötzlich im Boote, und zwar unter dem Koffer des Weinreisenden, das Wasser mächtig herein. Hannes schob zwar sofort den Koffer weg und handhabte wie wahnsinnig die hölzerne Schöpfkelle; doch das nützte nichts.

„Ich kann's nicht mehr bewältigen, Vater!" schrie er.

„Wir sinken! Wir sinken!" riefen die drei Passagiere höchlich erschrocken.

„Alle Hagel!" rief Olufs. „Jetzt ist's freilich zu arg! Na, ein paar Minuten hält es sich wohl noch oben!"

Als erfahrener Küstenschiffer erkannte er sogleich mit sicherem Blicke, was unter solchen Umständen ohne Zögern geschehen mußte. Das nahe Inselchen bot Rettung. Er drehte schnell das Steuer herum und ließ voll vor dem Winde das Segelboot auf den Sand laufen. Das Manöver gelang auch gut, während das Boot sich mehr als zur Hälfte mit Wasser füllte. Das morsche Fahrzeug erkrachte in allen Fugen bei dem Stoß. Es war total wrack und konnte nicht mehr gebraucht werden.

Die Passagiere, sowie der Schiffer und dessen Sohn griffen das Gepäck auf und wateten damit auf die Insel.

Zunächst hatte Olufs von seinen Passagieren böse Worte zu hören, weil er sie durch das schlechte Boot einer so großen Gefahr ausgesetzt hatte. Mürrisch hörte der Schiffer die Vorwürfe an und versuchte dann, sich zu entschuldigen.

„Es sind so schlechte Zeiten jetzt!" sagte er. „Da läßt man sich doch nicht gerne einen hübschen Verdienst entgehen. Ein besseres Boot war gerade nicht zur Stelle. So oft hatte ich mit dem Segelboot den Belt gekreuzt; wer konnte denn vermuthen, daß es gerade heute, noch dazu bei so gutem Segelwetter, damit schief gehen würde? Es ist ja N'emand zu Schaden gekommen. Das ist doch die Hauptsache."

„Ganz schön!" antwortete der Lübecker. „Nur finde ich, daß es hier auf diesem Inselchen im höchsten Grade ungemüthlich ist. Das Gras ist so naß, daß man sich nicht darauf lagern mag. Ich möchte hier keine Nacht als Robinson leben."

Es half aber Alles nichts. Man mußte froh sein, diesen Zufluchtsort erreicht zu haben. Es wurde immer dunkler, und am fünen'schen Ufer erglänzten Lichter.

„Was ist das da im Nordosten?" fragte der Weinreisende.

„Es sind die Lichter von Assens," versetzte der Schiffer.

„Und drüben, direkt im Osten, die Lichter, welche uns am nächsten zu sein scheinen?"

„Das sind die Gehöfte von Hoibro."

„Nun, da könnten wir also hinüberrufen, daß wir Hilfe brauchen."

„Es ist zu weit. Die Leute würden unser Geschrei nicht hören. Gesehen haben sie uns wohl auch nicht; es ist bereits zu dunkel geworden. Auch sitzen um diese Zeit die Bauern im Dorfkrug beim Kartenspiel, wobei sie sich nicht gerne stören lassen, ginge draußen auch die ganze Welt zu Grunde."

„Müssen wir die ganze kalte Nacht hier auf der Insel zubringen, so kann das leicht schlimme Folgen haben für unsere Gesundheit, zumal wenn Regen sich einstellt."

„Vielleicht kommt irgend ein Fischerboot so nahe an uns vorbei, daß wir es anrufen können."

„Da segelt ein Kutter!" rief Hannes und zeigte nach Süden.

Die drei Reisenden sahen nur etwas undeutlich Schattenhaftes draußen im Dunkel. Aber Hannes und dessen Vater hatten schärfere Augen. Olufs hielt seine beiden Hände wie ein Sprachrohr an den Mund und brüllte: „Kutter ahoi!" Aber er wurde nicht gehört. Die schattenhafte Schiffserscheinung verschwand allmälig.

„Ich will's mal versuchen," sagte der Musiker, brachte schnell sein Horn zum Vorschein, setzte es an die Lippen und blies eine effektvolle Fanfare.

„Der Tausend, das werden sie wohl hören auf dem Kutter," meinte Olufs. „Scheint aber doch, sie achten nicht darauf."

Darin täuschte er sich nicht. Vom schattenhaften Kutter war nun gar nichts mehr zu sehen.

„Bitte, Herr Bendler, blasen Sie doch 'mal nach Hoibro hinüber," sagte der Lübecker. „Man wird's sicherlich drüben ganz deutlich hören — man hat es wohl schon gehört. Hörnerschall tönt ja in stiller Abendluft sehr weit, besonders über eine Wasserfläche hin."

Der Musiker wandte sich nach Osten und blies Fanfare auf Fanfare. Aber nichts rührte sich drüben; keine Laternen flackerten hin und her. Es eilte also Niemand zu Hilfe.

„Das nützt Alles nichts," meinte nach einer Weile Olufs. „Die Bauern hören's wohl, doch sie beachten es nicht, weil sie vermuthen, daß sich irgend Jemand in einem Boote oder Schiffe auf dem Wasser mit Hornblasen belustigt. Selbst der Gendarm bekümmert sich nicht darum, der jetzt wohl auch im Krug sitzt."

„Ist in Hoibro ein Gendarm?" fragte plötzlich der Weinreisende.

„Ja, ein Fußgendarm, der dort die Aufsicht über den Strand hat."

„Alle Wetter, das bringt mich auf einen ganz famosen Gedanken!"

„Mit Signalen bringen wir ihn nicht aus dem Krug heraus."

„Das scheint fast so. Doch wird es möglich sein, ihn jählings aus seinem dänischen Phlegma zu reißen, so daß er mit der größten Geschwindigkeit uns zu Hilfe eilt. — He, Herr Bendler, sagen Sie, können Sie das Schleswig-Holsteinlied blasen?"

„Natürlich!"

„Bitte, Herr Bendler, dann blasen Sie es!"

„Oho, Herr Martens, das ist hier zu Lande gefährlich."

„Nun, aufgehängt wird man deshalb nicht."

„Nein, aber eingesteckt."

„Es ist aber das sicherste Rettungsmittel. Wenn der Gendarm die verpönte Melodie hört, so kommt er unfehlbar mit einem Boot, um uns zu verhaften. Dann sind wir gerettet. Angenehmer ist's selbst im Gefängniß auf alle Fälle, als auf diesem nassen Sandhaufen. Und wenn nun noch gar die Fluth kommt —"

„Ja, allerdings. Also, wenn's durchaus nicht zu ändern ist, so will ich lieber diese rauhe Novembernacht in einem dänischen Gefängniß zubringen, als mir hier das kalte Fieber holen. Ich bin geneigt, mich auf Ihre geistreiche Idee einzulassen. Was aber nachher die schwierige Auseinandersetzung mit dem Gendarmen betrifft —"

„Die sei meine Sache!" unterbrach ihn der Weinreisende. „Ueberhaupt übernehme ich jede Verantwortung. Ich kenne den dänischen Nationalcharakter sehr genau. Ich werde es dem Gendarmen schon begreiflich zu machen wissen, daß unser musikalisch-politisches Attentat nicht als Verschwörertücke, sondern einzig und allein als Nothsignal aufgefaßt werden muß."

„Wohlan denn, so will ich loslegen!"

Jetzt aber mischte sich der Schneidermeister, welcher bisher mit stets steigendem Entsetzen der Verhandlung gelauscht hatte, sich in dieselbe.

„Meine Herren, dagegen muß ich allen Ernstes protestiren!" rief er. „Ich bin ein guter Patriot, habe als Soldat den ganzen Krieg mitgemacht. Wenn Sie das Lied blasen, so bringen Sie mich in den Verdacht, ein Vaterlandsverräther zu sein. Nein, nein, das leide ich nicht!"

„Noth kennt kein Gebot!" sprach der Weinreisende freundlich. „Bester Herr, halten Sie sich die Ohren zu, damit Ihr Gewissen rein bleibt. — Und jetzt nur los damit, Herr Bendler!"

Der Musiker setzte sein Klappenhorn an die Lippen und blies mit schöner wahrer Meisterschaft die Weise des Schleswig-Holsteinliedes. Laut sang der Lübecker dazu:

„Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!"

Dem Schneidermeister entging kein Ton des Klappenhorns, obgleich er sich die Ohren zuhielt und seltsame Grimassen dabei schnitt. Mit Entsetzen starrte der jugendliche Hannes den verwegenen Deutschen an. Olufs aber brummte: „Da bin ich doch wirklich neugierig, wie das noch enden wird!"

„Herrlich geblasen!" rief der Weinreisende. „Schon bewegt sich am Ufer ein Licht. Das Mittel wirkt."

„Eingesteckt werden wir Alle, das ist sicher," brummte Olufs.

Das Licht drüben — es mußte eine Laterne sein — flackerte am Ufer hin und her und schwankte dann auf's Wasser hinaus. Nach einer Weile vernahm man auch Ruderschläge.

„Ein Boot kommt!" sagte Bendler.

„Mir scheint aber, das Licht schwankt nach südlicher Richtung," fügte der Weinreisende hinzu.

„Wahrscheinlich wird vermuthet, daß der Hornbläser dort auf einem Fahrzeug sich befinden müsse."

„Blasen Sie doch noch einmal, Herr Bendler!"

Der Musiker blies abermals die verpönte Melodie, und der Lübecker ließ es sich nicht nehmen, die Worte des zweiten Verses zu singen:

„Ob auch wild die Brandung tose,
Fluth auf Fluth von Bai zu Bai,
O, laß ruh'n in Deinem Schoße
Deutsche Sitte, deutsche Treu'.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!"

Jetzt wandte sich das Boot dem Eilande zu. Nach einer Minute erblickte man ziemlich deutlich einen uniformirten Mann, der mit einer Laterne in der Hand im Boote sich aufrichtete, indem er in dänischer Sprache schrie: „Ha, da sind sie ja! Nun kriegen wir sie, nun haben wir sie!"

„Das scheint ein sackgrober Gendarm zu sein," murmelte der Musiker. „Da ist's doch wohl am besten, daß ich mit dem Blasen aufhöre."

Jetzt kam das Boot ganz dicht heran. Der Ruderer — ein biederer Strandbewohner — blieb darin. Der Gendarm aber sprang auf die Insel, indem er seine Laterne hoch hielt.

„Hier ist das verbotene Lied geblasen worden! Deßhalb verhafte ich die ganze Gesellschaft!" schrie er.

„Wir sind Schiffbrüchige und brauchten Hilfe," sagte der Weinreisende auf dänisch. „Herr Gendarm, ich will Ihnen den ganzen Sachverhalt erklären —"

Es bedurfte seinerseits aber gar keiner Erklärung. Denn nun ereignete sich etwas ganz Unverhofftes. Der Schneidermeister war plötzlich in hochgradige Aufregung gerathen.

„Lars Mikkelsen!" rief er mit tiefgerührter Stimme. „Alter Freund, erkennst Du mich nicht?"

„Ha, sehe ich recht?" versetzte der Gendarm. „Du — Niels Skau!"

„Ja, ich bin's, Dein treuer Waffenbruder aus dem Kriege."

„Ja. Wir Beide waren beim fünften Füsilierregiment in derselben Compagnie. Wie freut mich's, Dich einmal wieder zu sehen!"

„Und mich erst! Also Du bist Gendarm drüben in Hoibro?"

„Ja, Fußgendarm und Strandwächter. Komm an mein Herz, lieber Waffenbruder!"

Der Schneider und der Gendarm umarmten sich in überschwänglicher Zärtlichkeit.

„Das fügt sich ja über alle Erwartung günstig," murmelte der Lübecker. „Die Geschichte nimmt sicherlich ein fröhliches Ende!"

Das geschah denn auch wirklich.

Der Gendarm ließ sich von seinem lieben Freunde Niels Skau den Sachverhalt ausführlich erklären. Er wurde dann recht milde gestimmt.

„Unter solchen Umständen sehe ich von einer Verhaftung ab," sagte er. „Auch will ich keine Anzeige von dem Vorfall machen. Aber eine Art Sühnung muß doch stattfinden. Herr Musikus, verstehen Sie auch das berühmte dänische Lied vom „Tapperen Landsoldaten" zu blasen?"

„Jawohl, Herr Gendarm," versetzte der Virtuose in seinem etwas mangelhaften Dänisch. „Hab's zwar noch niemals probirt, kenne aber die volksthümliche Melodie und bringe sie also wohl heraus."

„Dann nur zu!"

Bendler blies darauf sehr schön die muntere Melodie vom „Tapferen dänischen Landsoldaten", der sein Liebchen verlassen mußte, um in den Krieg gegen die Deutschen zu ziehen.

Durch seine Kunst begeisterte er den Gendarmen und den biederen Schneidermeister zu lautem Beifall.

„Es lebe die dänische Gemüthlichkeit!" rief darauf der Weinreisende. „Edler Gendarm, ist drüben im Dorfkrug was Gutes zu haben?"

„Ja, gewiß."

„Wohlan, so lade ich die Gesellschaft zu einem Abendessen auf meine Kosten ein, um das vergnügte Wiedersehen der zwei treuen dänischen Freunde und unsere Rettung würdig zu feiern."

Das Boot brachte dann Alle glücklich nach der fünen'schen Küste, und darauf folgte im Wirthshause zu Hoibro ein fröhliches Gelage, das so lange währte, bis in den frühen Morgenstunden die Schiffbrüchigen auf einem Bauernwagen nach Assens abfuhren.

„Seht ihr," sagte der Weinreisende beim Abschied, „jetzt säßen wir vielleicht noch immer zähneklappernd auf der verwünschten Sandbank, hätte uns nicht mein guter Einfall mit dem verpönten Lied gerettet."

„Und mein Klappenhorn!" setzte der Musiker hinzu.

* * *

Das ehemals so verpönte Schleswig-Holsteinlied, mit dem im Jahr 1864 die preußischen Soldaten gegen die Dänen in die Schlacht zogen, darf jetzt Jedermann frank und frei singen in dem Lande, für welches es gedichtet und komponirt wurde. Und jetzt hat man den Urhebern dieses berühmten Liedes, dem Dichter Chemnitz und dem Komponisten Bellmann, in der Stadt Schleswig ein gemeinsames Denkmal gesetzt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Hahn des Sultans. — Der Sultan Abdul Asis besaß einen Lieblingshahn, welcher den Namen „Muharrem" führte, ein Geschenk des Beys von Tunis. Muharrem, welchem der Ruf eines ausgezeichneten Kampfhahnes nach Stambul vorausging, eroberte das Herz des Sultans, wie eine Primadonna das Publikum, „im Sturme". Der kalte, apathische Despot hatte ein Objekt gefunden, an das er seine gedankenlose Liebe verschleudern konnte. Wenn Muharrem, dem Lockrufe seines Herrn folgend, mit der Grandezza eines altkastilischen Hidalgo in den von Höflingen erfüllten Thronsaal gewackelt kam, die purpurbehangene Estrade hinaufstelzte, um auf des Sultans Kniee den gewohnten Platz einzunehmen, da kannte die Freude des Letzteren keine Grenzen. Die schlauen Höflinge wußten natürlich die Schwäche des Sultans auszubeuten: keiner ging von dannen, ohne dem Hahn einige Artigkeiten gesagt zu haben, keiner kam, ohne nach dem Befinden Muharrem's zu fragen. Sogar der russische Botschafter Ignatieff verschmähte es nicht, nach des Lieblings Gunst zu streben. Wie der weströmische Kaiser Honorius sich hinter den Mauern des festen Ravenna an den Kunststücken seiner wohldressirten Henne „Roma" ergötzte, während Alarich schon mit erzbewehrter Faust an die Thore der ewigen Stadt pochte, so Abdul Asis. Was kümmerte ihn die Zerbröckelung seines Reiches, was die finanzielle Noth, wenn ihm nur Muharrem den gewohnten Morgengruß entgegenkrähte und er, der Erbe Osman's, einen neuen Sieg seines gefiederten Freundes auf die höchsteigenhändig geführte Kampfliste setzen konnte! Ja, eines schönen Tages, als ein großsprecherischer Yankee dem Sultan einen als unbesieglich geschilderten Kampfhahn vorführte, und dieser nach kurzem „Match" den wuchtigen Spornhieben des tunesischen Hahnes erlegen war, da jauchzte der Beherrscher der Gläubigen laut auf, und in einer Anwandlung toller Despotenlaune hing er die Kommandeurinsignien des Osmanieh-Ordens dem Sieger um den schön gefiederten Hals. Es geschah dies just am gleichen Tage, an dem das Regierungsblatt die Dekorirung verschiedener abendländischer Diplomaten mit demselben hohen Orden verkündete. Nun war Muharrem vollends hoffähig geworden. Das Pferd, das Caligula einst zum Konsul ernannt, hatte ein modernes Pendant gefunden: den mit der höchsten Würde geschmückten Hahn. Muharrem spazierte mit seinem Orden um den Hals auf den Marmorfliesen des Palastes herum, und die Schildwache präsentirte, wenn der Ordensritter vorbeiging.

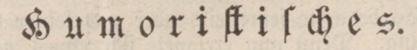
Leider sollte der stolzeste aller Hähne sein Glück nicht lange genießen. Im Mai 1876 erfolgte die Entthronung des Sultans und einige Wochen darauf sein gewaltsamer Tod. Nun brach eine böse Zeit an für den armen Muharrem; die Schaar seiner Bewunderer zerstob, seinen Orden stahl ihm das diebische Hofgesinde, und nur der Umstand, daß er in Anbetracht seines vorgerückten Alters einen sehr zähen Braten abgegeben hätte, bewahrte ihn vor einem unrühmlichen Tode. So strich er, ein Bild des Jammers, über den Schauplatz seiner Ruhmesthaten dahin, bis er eines Tages ganz verschwand und erst nach langer Zeit wieder an dem prächtigen Mausoleum Mahmud's, wo auch Abdul Asis den Todesschlummer schläft, auftauchte. Die Derwische erkannten den Hahn des todten Sultans an dem mit

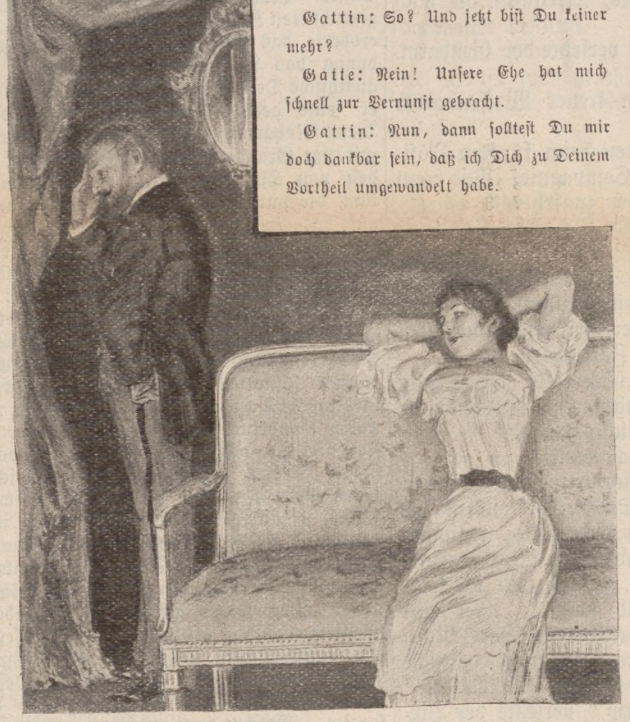
der kaiserlichen Namenschiffre geschmückten stählernen Fußringe und ließen ihm die nöthige Pflege angedeihen. Der wackere Hahn, der bis an sein Lebensende alltäglich den Sarkophag seines gemordeten Herrn mit gravitätischen Schritten umwandelte, ist im Jahre 1881 gestorben, gerade um die Zeit, da der Mord gerächt ward, der an seinem Herrn verübt worden war. [C. T.]

Das stehende Heer der Fürstäbte von Fulda. — In einem seltsamen Gegensatz zu den ungeheuren Summen, welche gegenwärtig durch die stehenden Heere verschlungen werden, steht der geringe Aufwand der sogenannten guten alten Zeit für militärische Zwecke.

Der seiner Zeit zu den deutschen Reichsfürsten gehörige Fürstabt von Fulda herrschte über ein Gebiet, welches, bevor es infolge des Luneviller Friedens 1803 mediatisirt und unter die angrenzenden weltlichen Fürsten als Entschädigung für deren auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetretene Gebietstheile vertheilt wurde, außer dem jetzigen Kreise Fulda den Kreis Gersfeld, sowie die jetzt bayerischen Städte Hammelburg und Brückenau, die weimarischen Geisa und Vacha und die darmstädtische Stadt Herbstein, sowie die Stadt Salmünster im Kreise Schlüchtern umfaßte, über ein Gebiet also, das gegenwärtig für das Heer mehrere Regimenter ergibt. Noch im 17. Jahrhundert aber besaß der Abt von Fulda eine lächerlich geringfügige Truppenmacht, über welche uns ein fuldischer Chronist Folgendes mittheilt: „Auch Militär wurde gehalten und aus der Landessteuerkasse belöhnet. Im Jahre 1657 war Herr Wilhelm Groß Offizier und hatte über acht Gemeine zu befehlen. Gedachter Herr Hauptmann Groß erhielt drei Gulden Handgeld und hat übrigens seine monatliche Besoldung zu zehn Gulden von der Judenschaft in Fulda bezogen. Dafür genoß die letztere den Schutz des Fürstabts. Jeder der acht gemeinen Soldaten bekam 90 Kreuzer (1 1/2 Gulden oder 2,55 Mark nach heutigem Gelde) Handgeld und des Monats 5 Gulden (8,50 Mark) Löhnung. Die Patronen zu 60 Ladungen und acht Bandeliere kosteten 4 Gulden 30 Kreuzer. Uebrigens haben Ihro fürstlichen Gnaden die acht Musketen aus dero Schlosse zu Neuhof hergegeben. Es scheint nicht, daß dieses Militär mit Uniform versehen gewesen sei, sondern das Zeichen ihres Ehrenstandes war: auf Werktagen ein Paar blaue, auf Sonntagen ein Paar rothe Strümpfe, wofür die Ausgaben in den Rechnungen aufgeführt stehen."

In Kriegszeiten hatte allerdings der Fürstabt sein bestimmtes Kontingent zum Reichsheere zu stellen, welches selbstverständlich erheblich größer war als die obige Truppe, deren Geringfügigkeit übrigens auch einen Beleg dafür bildet, wie kläglich es mit der Schlagfertigkeit der deutschen Reichsarmee damals überhaupt ausgesehen hat. [R. v. B.]





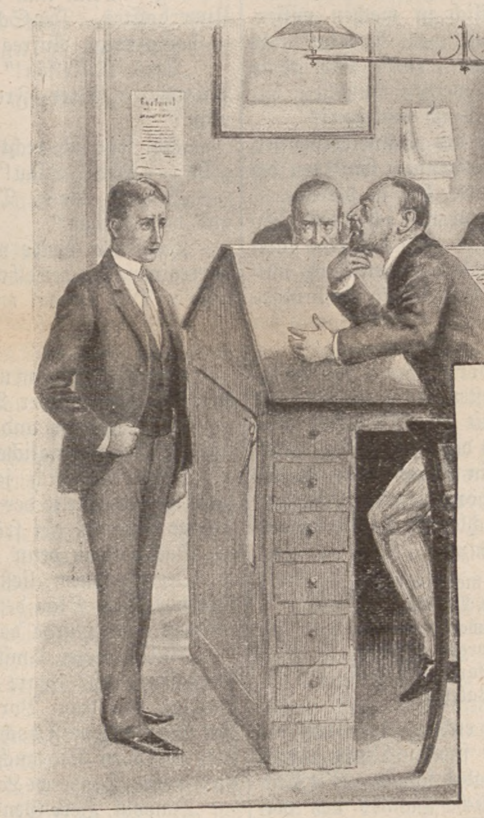
Frauenlogik.

Gatte (mürrisch): Ich war ein Narr, als ich Dich heirathete.

Gattin: So? Und jetzt bist Du keiner mehr?

Gatte: Nein! Unsere Ehe hat mich schnell zur Vernunft gebracht.

Gattin: Nun, dann solltest Du mir doch dankbar sein, daß ich Dich zu Deinem Vortheil umgewandelt habe.



Verschnappt.

Kommis: Mir ist so miserabel heute; dürfte ich nicht diesen Nachmittag aus dem Geschäft bleiben?

Chef: Gerade heute, wo noch so viel zu erledigen ist . . .

Kommis: Nun, dann vielleicht nächsten Mittwoch?

Bedenkliche Zuneigung. — Der Roman „Die Geheimnisse von Paris" verschaffte Eugène Sue eine ungeheure Beliebtheit unter den armen Klassen von Paris. Sie verehrten und liebten ihn als ihren Fürsprecher und Beschützer. Eines Abends, als Sue nach Hause kam, hing ein Leichnam von der Decke seines Vorzimmers herab. Es war ein Lumpensammler, der in die Wohnung geklettert war und sich daselbst erhängt hatte. In seiner erstarrten Hand befand sich ein Zettel, und darauf stand zu lesen: „Ich habe mich aus Verzweiflung getödtet und mir gedacht, das Sterben würde mir leichter sein unter dem Obdach Desjenigen, der uns beschützt und liebt." Eugène Sue soll über diese Zuneigung aber nicht sehr entzückt gewesen sein. [—dn—]

Wie man Kaiser wird. — Als Sigismund, König von Ungarn und Markgraf von Brandenburg, auf dem Reichstag zur Kaiserwahl erschien und seines königlichen Standes halber zuerst gefragt wurde, wem er seine Stimme zur Wahl gebe, antwortete er: „Mir selbst. Ich kenne Niemand besser als mich, weiß also nicht, ob ein Anderer zur Verwaltung der obersten Würde in der Christenheit, besonders bei gegenwärtiger Zerrüttung des Reiches, tüchtiger als ich sein möchte!"

Sprach's — „und über diese aufrichtige und freie Rede haben sich die Kurfürsten sehr verwundert" und ihn zum Kaiser erkoren. [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 41:
Das Gewissen ist das Gesetz der Gesetze.

Silben-Räthsel.

Aus nachstehenden Silben: **au, ca, cor, del, do, doh, e, fer, gat, ho, holz, hu, il, im, in, le, le, lein, li, lu, mer, mi, mi, mo, na, nat, ni, no, on, or, phra, pran, san, si, si, so, ster, sti, ti, tut, us, vi, viel, wand** sind 16 Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) einen Vogel, 2) eine Muschelgattung, 3) eine Singstimme, 4) einen römischen Geschichtschreiber, 5) ein Fremdwort für Anstalt, 6) einen der zwölf Stämme der Hebräer, 7) ein Brettspiel, 8) eine Säugethierordnung, 9) einen berühmten italienischen Verschwörer, 10) einen Zeitabschnitt, 11) ein wohlriechendes Holz aus den Tropen, 12) eine Mittelmeerinsel, 13) einen der berühmtesten Dichter Griechenlands, 14) eine festliche Beleuchtung, 15) ein Gewebe, 16) ein Vermächtniß.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen ihre Endbuchstaben einen berühmten deutschen Freiheitssänger, die Anfangsbuchstaben eines seiner bekanntesten Lieder.

Auflösung folgt in Nr. 46.

Räthsel.

Auf See entfalt' ich meine Macht;
Doch werd' ich um mein Herz gebracht,
Entsteht sogleich aus mir ein Fluß,
Den man in Frankreich suchen muß.

Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 44:
Quacksalber — Quecksilber.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.